

Verbundkatalog Kalliope

Pan

Pelchrzym, Renée

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

P A N

Pan legte einen Buschen blauer Blumen vor die Schwelle des weissen Hauses. Er spielte ein wenig mit Blüten und Staub und lächelte.

Es war kühler noch kühl um das Weiss war behutsam und das grau perlte. Das Strohdach des Hauses schien gewaltig, die Mauern so stark, und vom Hofe her hörte man die Hähne krähen und der Kühe und Ochsen klirrende Ketten.

Pan lachte glücklich und erstaunt, erhob sich von der Schwelle des weissen Hauses und ging zurück in den hellen Morgen.

Gestern beim Tanz hatte er sie gesehen, - er hatte versteckt im Dunkeln gehockt und beseligt auf Schalmel und Flöte gehört und ein wenig das bittere Einsamsein genossen; es war alles gewesen wie ein fremder Traum. Der Mond hatte sehr gross geschienen und von den Musikanten glitten langsam die Weisen des Dorfes und ein wehmütiges Singen kam in die Instrumente. Die Geige klagte im Tone der Doinas weiter Ebenen, - die Schalmel träumte von der Grazie kleiner weisser Ziegen auf sonnigen Felsen, - die Flöte sang von den warmen Nächten in denen das Meer leuchtet und die Burschen sternrote Blüten von fackelbesetzten Booten auf das Wasser streuen. Jedoch hörten Geige, Flöte und Schalmel aufeinander und stimmten ihre verschiedenen Lieder auf einander ab, so dass die eine seltsam süsse Melodie ergaben. - Und in dem Rausch unklaren Schmerzes der über Pan gekommen, hatte er aufgesehen und war dem Blick der fremden Frau begegnet.

Die Tanzfläche unter der grossen Linde war leer. Einsam spielten die Musikanten tranken von dunklem Wein klagende Lieder. Der verblassende Mond schien in die Augen der fremden Frau und Pan hatte sein Gesicht erhoben aus dem schattenden Gebüsch und zu ihr gesehen.

Hohes Schilf verschmolz Fluss und Land bevor ruhig sich breitend blaues Meer erstand. Sandbänke stauten warmes stehendes Wasser in der Mündung und tausend kleine Fische schwammen in Rudeln. Die Sonne stand heiss im Mittag. Pan hatte das Wurfnetz des Fischers geliehen, stand bis zu den Hüften im Wasser und fischte. Das Netz lag bereit auf seiner Schulter, - er wartete regungslos bis ein Schwarm sich wieder gebildet und dicht bei ihm vorüber schoss. Dann warf er mit rascher Bewegung das Netz kreisrund aus, liess es bis auf den Grund sinken, und langsam die Schnur zuziehend die am äusseren Rand entlang lief, zog er es ans Ufer. Dort las er die kleinen Fische in einen blechernen Behälter und suchte ein anderes Wasserloch.

Abends legte er das Netz zusammen, hob den Behälter auf seine Schulter und ging den Pfad entlang der durch einen Bambushain zur Mündung des Fischers führte. Nur die Frau war da und einige Kinder die im Sande mit Muscheln spielten und ihn neugierig betrachteten. Pan hing den Behälter und wartete auf den Fischer. Über dem kamin Feuer im Kamin der geschwärzten Küche hing ein brodelnder Kessel, und in der Asche am Rand des Feuers lagen Kartoffeln.

keines der Kinder sprach Pan an und auch die Frau betrachtete ihn nur mürrisch. Es war eine Frau mit groben Knochen und starren Augen und einem bitteren Mund. Jedoch lag eine ruhige, Stille von ihr aus und gewisse Linien in ihrem Gesicht sprachen davon dass sie bestimmt gewesen seien zu Schönheit.

"Du brauchst nicht auf den Mann zu warten," sagte die Frau nach einer Zeit, - "es wird Dunkelheit sein bis er vom Abend-Tag zurück kommt."

Pan erhob sich.
"Nein, warte, - einen Teller Suppe wirst du bekommen, und den Lohn fürs Fischen, auch wenn der Mann nicht da ist." Ganz plötzlich war ein warmerer Ton in ihrer Stimme zu hören. Ganz plötzlich und überraschend für sie war Mitleid in ihr aufgewacht für den Fremden brannen Jungen der zu arm war ein Boot oder ein Netz zu besitzen, für den es keine Hütte gab. Zu der er hatte zurück kehren können und dessen Lieben traurig schien.

Wieder war es Morgen; salziger Wind wehte matt vom Meer zu den kleinen weissen Blumen des Landes, - alles hinauf zur noch eben, mischte sich dort mit dem milt wilden Lavendels und glinsters und erstarrte unterhalb des grauen Felsen des Gebirges. Pan hatte die Fremde Frau nicht wieder gesehen. Kitzentlich konnte er sich ihrer kaum entsinnen, - nicht so dass er sie hätte beschreiben können. Wenn er an sie dachte sagte er von ihr - "die Frau in deren Augen der Mond silbern fänte wie über einem verunsicherten Weher." - Es war ihm als haben die sehnsüchtigen Lieder der fahrenden Musikanten eine Klage von seinem Herzen zu dem Herzen gestaut und nun müsse er seine Hände geöffnet unter die Schale des Himmels halten um ihren Traum zu empfinden. Es war ein Spiel dass er seine stürzende blauer Blüten und selbstamer Algen auf die Schwellen ihres weissen Hauses legte, - unklar war ihm bewusst dass dieses eine glückliche Zeit sei und sein Herz leicht.

Der Mann schritt hinter dem Ochsen über das Feld. Braune Erde zerkrümelte unter der Bäte und Vögel sangen in die helle Morgensonne. - Er hatte einen atemberaubenden Schmelz und seine Hände waren braun und stark. Er schritt bedächtig über sein Feld und weisser Ochse mit geschwellten Hauern, braunes Feld und grüner Kain, singende Vögel und heller Morgen, - alles atmete ihn tief.

Am Morgen lag Pan und starrte auf den arbeitenden Mann. Der sah auf die Maske, beschäftigter Ruhe die Pan über seinem Gesicht trug und liess sich fränschen.
"Willst du den Ochsen über das Feld?" fragte er.
Pan antwortete nicht.

"Du sollst auch ein Vesper haben und drei Heller."
Pan trat schweigend zu ihm. Der Mann lachte: "Verstehest du, wenn du das tust, kann ich in der Zeit die Pflanzen setzen." Pan nickte ernsthaft. Der Mann sah ihn noch einmal an. Wer war das? Einer vom fahrenden Volk, - von den Bettlern, - den Musikanten? Auf jeden Fall ein Heimatloser, einer der nicht zu den Fischern am Meer gehörte, nicht zu den Hirten des Berge.

Auch kein Bauernsohn und keiner der wandernden Händler. Noch einmal sah er auf die Lumpen die Pan trug, auf seine schmalen schönen Hände. Dann lachte er wieder, - gutmütig und doch in Spott: "Ein Tag Arbeit wird dir nicht schaden, mein Bürschchen. Und einen Tag lang ordentliches Essen auch nicht." - Dann warf er Pan die Leine zu, beobachtete ihn noch einige wenige Minuten wie er im gleichen ruhigen Schritt den Ochsen folgte.

- "nun arbeite ich auf dem Felde der fremden Frau," dachte Pan, "arbeite für ein Vesper und drei Heller die Braune Erde." Er wollte machen, - jedoch war ein bitterer Geschmack in seinem Mund und seine Augen füllten sich mit Tränen. - "Der Mann ist stark und gut, - und da er neben dir steht brauchst du keine Angst zu haben. Er wird dich beschützen, er wird deine Feinde töten und mit deinen Freunden zechen. Das ist er. Er wird deine Felder bestellen und geschickt sein zur Jagd und andere Männer werden auf ihn hören, und andere Frauen werden ihm nachschauen. Mich aber hat er gedungen für ein Vesper und drei Heller sein Feld zu eggen."

Pans Füße versanken in der braunen Erde. Er schrie: "He du, Edelstein, -" - dies war des Ochsen Name -, und er hob die Egge herum. Aber der helle Morgen war für ihn schwer und der Vögel Singen klang ihm unerträglich. Um die Mittagszeit band er den Ochsen im Schatten eines Baumes fest und lief davon.

Pan sass am Meeresstrand mit Maotina, der Ältesten Tochter des Fischers. Das Kind liess des warmen Sand durch seine Finger rieseln und nur ab und zu, wenn sie glaubte Pan sähe hinaus aufs Meer, warf sie einen misstrauischen Blick auf ihn.

"Und warum sagst du, die Seeschlange sei meine Grossmutter?" sagte sie endlich, ihre blauen Augen herausfordernd in Pans hämisches Lächeln richtend.

"Das ist eine lange Geschichte," erwiderte Pan, "aber ich will sie dir erzählen."

Maotina wandte ihm ihr helles Gesicht zu und betrachtete ihn aufmerksam.

"Erzähle," sagte sie, "du hast mir einmal eine Geschichte erzählt die mich weinen machte, und ein andermal eine die böse war und die ich nicht verstand."

"Oh, -" lachte Pan, "merkst du sie dir so gut, meine Geschichten? Dann pass auf diese auf, - vielleicht verstehst du sie, obwohl sie böse ist:

An der tiefsten Stelle im Meere steht das Schloss des Meeresdrachen. Es ist ein herrliches Schloss aus grünen Kristallmauern, verziert mit blutroten Ungeheuern, und feiner Diamantenstaub bedeckt die Böden. Dort haust die Tochter des Meeresdrachen, die die grosse Seeschlange ist. Sie kann jedoch ihre Gestalt wechseln und zu Zeiten tritt sie ans Ufer hinaus und lustwandelt in den Sumpfwäldern der Erde. Dazu nimmt sie die liebliche Gestalt eines Mädchens an. Doch obwohl sie zart und wunderschön anzusehen ist, ist ihre Seele ein Ding des Teufels, - und nur deswegen nahm sie die liebliche Gestalt an, um in ihr ein reines Wesen zu bezaubern und in ihre Gewalt zu bekommen, um es dann zu tode quälen zu können. Nun geschah es, dass sie eines Tages einem wunderschönen Prinzen begegnete der sogleich in heftiger Liebe zu ihr zu entbrennen schien. Da wurden ihre Bewegungen sammetweich wie das Gleiten der

Schlange und ihr Mund lächelte verführerisch. Aber auch des Prinzen Augen lächelten voll bösen Zaubers und er schenkte ihr einen smaragdnen Reif und küsste sie. Da wechselte sie ihre Gestalt und war wieder die Seeschlange die ihre Beute zu erwürgen suchte, - jedoch war der schöne Prinz verschwunden und an seiner Stelle stand da Hai Kai, der Älteste Sohn des Meeresungeheuers Hai. Nun lachte aus Beiden der Teufel, - keiner erwürgte den anderen, jedoch im Gemüchter des Bösen zeugten sie das Geschlecht der Menschen. Diese haben die Gestalt in der Seeschlange und Hai Kai einander verführten, ihre Seele abzugeben aber blieb die der kalten Meeresungeheuer. -"

Martina sah Pan erschrocken an. "Siehst du, kleine Mao, - glitzern meine Augen, - Glaubst du nicht dass die Seele des Prinzen Hai in mir steckt?"

Da sprang das Kind auf und lief voll Entsetzen nach Hause und viele Tage lang wollte es ihr scheinen als ob der Seeschlange glatte Härte auf den Zügen ihrer Mutter liege, - und als ob des Hais kalte Augen aus ihrem Vater schauten.

Pan schlich sich an das Feuer heran um das die Pferdehirten des Nachts lagen. Ein Hund schlug an, dann ein zweiter. Der Wind fuhr über das Steppengras und liess die Flammen auflodern. Einer der Männer zog sein Messer, ein Anderer schickte sich an die Hunde loszumachen. Pan sprang vor und rief die Hirten an.

"Lasst die Hunde," rief er, "ich bin es, den die Fischer den Heimatlosen nennen und der an eurem Feuer liegen möchte für diese Nacht."

Die Männer betrachteten ihn misstrauisch. Sie sahen seine schmale zerlumpte Gestalt und des unruhigen Glanz in seinen Augen. Einer von ihnen sprach ihn verächtlich an.

"-so leg dich zum Feuer und sei bedacht kein Unheil anzurichten; unsere Messer und unsere Hunde sind schnell."

Pan winselte leise und für den kurzen Teil einer Sekunde war sein Gesicht voll Hass.

Nach längerem Schweigen nahmen die Männer ihr Gespräch wieder auf. Sie stritten heftig um die Frage wann sie einige Fohlen in die Ebene verkaufen sollten.

"Gib sie weg sobald sie abgesaugt haben," riet ein Alter mit krausen Haaren und schiefer Mund.

"Oh nein," sprach ein Junger über dessen Gesicht eine breite Narbe lief, "wart bis du sie zureiten kannst und verkauf sie dann um teures Geld."

P

Pan lauschte gespannt. Wohl verstand er viel von Pferden. Wer jedoch hätte seine Meinung hören mögen? Wer jedoch hätte ihm mit einem Lächeln und einem Gruss den Platz am Feuer geboten? Wohl hatte der Alte mit dem krausen Bart ihn auf seinem besten Pferde gesandt um die Stute zu suchen die nicht mehr zur Herde zurück gekommen war nach der Nacht in der die Wölfe gehault hatten. Ja, - wohl hatte der Alte ihn gesandt, - doch hatte er ihn spöttisch nachgerufen "-und fall nicht vom Pferd unterwegs!" Pan hatte sein Gesicht brennen fühlen in der Schmach, - aber er hatte geschwiegen und getan was man ihn hiess, er wusste wohl, dass es des Alten Pferd war das er ritt.

Maotina hatte auf ihn gewartet, viele Tage lang. Sie war zum Strande gegangen, - war durch den Bambushain gestrichen, hatte die seichten Fischstellen nach ihm abgespült. Und dann traf sie ihn eines Abends im Dämmern nicht weit von ihrem Haus. Sogleich erinnerte sie sich, dass es Pans Geschichte gewesen die sie mit Unruhe erfüllt hatte und sie wollte plötzlich davon laufen. Pan sah sie nur belustigt an. Nun war sie zornig und wie Kinder es tun, hatte sie Lust ihn zu beschimpfen. Da aber sah sie dass Pans Augen sehr traurig waren und sie lief schnell zu ihm und fasste seine Hand. Pan war freundlich und streichelte ihr helles Haar.

"Warum weinst du, Maotina," fragte er gütig.

"Ach Pan," schluchzte das kleine Mädchen, "sag, dass meine Mutter und mein Vater keine Meeresungeheuer sind! Du weisst es, - sag mir, dass es nicht wahr ist! Sag mir, dass ich nicht eines Tages eine hässliche glatte Schlange sein werde und mein kleiner Bruder ein Hai. Sag, dass dies alles nicht wahr ist!"

"Willst du nicht, dass es wahr sei?"

"Nein," sagte Maotina energisch und sah ihn an, "ich will es nicht. Ich will es nicht!"

"Dann wird es wohl so sein," sagte Pan sanft, "nur das ist wahr was wir wahr haben wollen. Nur das besteht was wir uns wünschen."

Dann schwieg er ein wenig und sah zu wie das Meer kleine rollende Wellen über Gestein huschen liess um sie wieder in das rätselhafte Ganze aufzunehmen.

"Soll ich dir eine andere Geschichte erzählen, damit du die erste vergisst?"

Maotina nickte eifrig. So erzählte Pan:

Nicht alle Menschen sind die Kinder der Seeschlange und des Hais. So geschah es als die anderen Menschen erstanden:

Als Gott noch ein kleiner Junge war sass er auf dem Rande des Himmels und baumelte mit den Beinen. "Lieber kleiner Gott, baumele nicht mit den Beinen," sagte seine Mutter zu ihm; aber Gott, der ein ungezogener kleiner Junge war, baumelte weiter mit den Beinen, - und plötzlich fiel er herunter durch das All, und er fiel bis auf die Erde. Dort zerschellte er in tausend kleine Scherben. Als nun seine Mutter dieses sah, stieg sie zur Erde hinab und sammelte alle goldenen Scherben auf. Doch war der kleine Gott in eine riesige Sandwüste gefallen und es dauerte siebentausend Jahre bis seine Mutter alle Scherben wiedergefunden. Sie legte sie zusammen, dann rief sie die drei grossen Reiter des ewigen Lebens und diese strichen im Flug über den goldenen kleinen Gott und so erwachte er wieder zum Leben. Da bemerkte sie dass sie einen Scherben vergessen haben müsse, denn Gott fehlte ein schmaler Splitter in der linken Handfläche. Und während Gott, der in den sieben tausend Jahren nun schon viel grösser geworden war und wohl nie mehr mit den Beinen über den Rand des Himmels baumeln würde, lächelnd zusah, suchte seine Mutter noch einmal sieben hundert Jahre lang den verlorenen goldenen Splitter. Und endlich fand sie ihn im Wüstensand. Da hauchte Gott auf ihn und er wurde weich und gefügig und liess sich formen nach seinem Bilde und Gott formte aus ihm den ersten Menschen - "

Pan hielt inne. "Siehst du, Maotina, so entstanden die ersten Menschen, - und erst viel später hat sich die Geschichte vom Prinzen Hai zugetragen."

Maotina sah ihn erregt an: "Und wozu gehöre ich? Und du? Und die Mutter?"

Pan lachte: "Ach, weisst du, manchmal lässt sich das gar

nicht mehr so genau sagen. Und ganz selten, - nur aller sieben hundert Jahre gibt es noch ein Wesen das aus dem reinen Gold herkommt. Die Ubrigen haben sich miteinander vermischt. Es ist so seltsam zugegangen. Den Goldenen erschien kein Mensch anziehender als die die den falschen Schein der Schlange glitzerten. Und die Hai-Menschen beehrte der tiefe Wunsch die Goldenen zu beherrschen oder zu zerstören. So gab es viel Liebe und viel Hass zwischen ihnen und schmiedeten sie zu einem."

"Und du?" fragte Maotina wieder.

"Ich?" lachte Pan, "Ja hast du noch nicht gewusst dass ich des siebenten Haisohnes Urenkel bin?"

Maotina erschrak.

"Doch!" nickte Pan, "ich verführe kleine Mädchen dazu sich von mir Geschichten erzählen zu lassen und dann fresse ich sie."

Nun sprang Maotina entsetzt auf. "Nein, nein!" rief sie, "Sag dass es nicht wahr ist! Ich habe Angst!"

Pan streckte seine Hand aus. "Komm zurück," befahl er, "Du bist sehr dumm. So dumm dass du meine Geschichten anhörst und glaubst. Ich will dich deswegen noch ein wenig leben lassen."

Maotina atmete bekloffen. "War es Spass?" fragte sie schüchtern. Pan beobachtete sie aufmerksam. Dann folgte sein Blick dem ihren und blieb auf seiner Hand haften.

"Pan," fragte Maotina leise, "was ist diese schmale Narbe in deiner linken Handfläche?"

Pan betrachtete sie, aber er antwortete nicht. Wohl wusste er woher sie kam, - ein Felsen hatte sie einmal gerissen.

"Lauf nach Haus, Maotina," sagte er drohend, und als Maotina gegangen zog er sein Messer aus der Tasche und mit einer zornigen Gebärde schnitt er in seine Hand so dass nun das Zeichen eines Galgens entstand.

Pan strich wieder an des weissen Hof heran. Er war lange nicht dort gewesen. Wohl hatte er an die fremde Frau gedacht, war er nach Korallen und seltsamen Muscheln getaucht, - hatte an sie gedacht wenn er zwischen den Felsen seltene schöne Blumen sah und gewünscht er könne sie ihr bringen und sie möchte ihn anschauen. Aber bereits war die Zeit des unbefangenen Glückes ihren Augen begegnet zu sein einem unruhigen Getrieben sein gewichen. Nicht mehr spielte er an ihrer Schwelle mit Staub und blauen Blumen und konnte lächeln, dachte er an sie. Wie ein herrenloser Hund schlich er sich in das Land des Hofes ein.

In einem Hohlweg begegnete er dem Mann der ein Gewehr trug und lederne Gamaschen.

"He du," rief er ihn an, "komm mit Hasen treiben!"

"Für drei Heller?" fragte Pan unterwürfig.

"Ja," nickte der Mann, "wenn du willst."

Pan brach nun in die vereinzelt kleinen Haine ein und trieb mit Geschrei die Hasen heraus. Der Mann schoss zwei. Pan musste einen dritten, der nur angeschossen war, mit dem Knüttel erschlagen. Dann brachte er ihn dem Mann. Der band sie ihm zum tragen an den Gurt über die Schulter. Pan fühlte die warmen schlappen Körper an seiner Seite hängen und sein Hass wurde übermächtig. Er sah des Mann mit einem dumpfen Blick an.

"Müde?" fragte der gutmütig. "Da, nimm einen Schluck!" und er bot ihm die Feldflasche mit Schnaps an.

"Ergebensten Dank," sagte Pan in böser Unterwürfigkeit und nahm einen guten Schluck.

"Ha," lachte der Mann, "jetzt geht es besser, was?"

Pan nickte und bohrte seinen Blick in den Boden.

"Da, halt das Gewehr einen Augenblick," befahl der Mann, "ich glaube da drüben liegt ein junger Hase der ein paar Schrotkörner abbekommen hat."

Pan nahm das Gewehr. Es war frisch geladen. Sein Blick folgte dem Mann. Der Rücken des Mannes war breit und voll in seinem Schussfeld. Er hob das Gewehr, legte es an. Da drehte der Mann sich um.

"Na du," rief er, "lass das sein, du siehst doch dass ich selber zu dem Hasen gehe!"

Pan liess das Gewehr mit einem dummen Grinsen sinken.

"Verzeih der Herr," sagte er, "nur ist die Jagdleidenschaft sehr stark."

Er sah dem Mann nicht mehr nach. Schweiss bedeckte plötzlich seinen Körper und seine Hände zitterten. Da warf er das Gewehr zu Boden, löste die Hasen von seinem Gurt und lief davon wie einer den die Hunde jagen.

Stechende Sonne liess die Felsen in bleiernem Weiss widerstrahlen. Im Himmel waren die violett schieferfarbenen und orangenen Töne die ein Gewitter ankündigen und die Herden hatten den Schutz des Gesteins aufgesucht und warteten in der sengenden Hitze auf den ersten Donnerschlag. In einer Höhle sass Marco der Hirt. Auch Pan kannte diese Höhle und da er die Herde erblickte und es kaum mehr ertragen konnte allein in seiner Unrast zu sein, trat er heran.

"Gegrüsst, Marco," sagte er.

"Auch dir der Gruss, erwiderte der Hirt. "Wo kommst du her?"

Pan lachte kurz und wegwerfend. "Aus der Ebene. Und es ist mir als sei mein Gesicht grau und sehr alt geworden da ich sie verliess."

"Oh nein," sagte Marco, "das ist nicht so. Es war eine grosse Anstrengung in der Schwüle zu den Bergen zu steigen. Das ist alles."

"Nein, das ist nicht alles," widersprach Pan. Und fügte nach einer Weile hinzu: "Hast du sie schon gesehen?"

"Wen?"

"Die Sonne am Mittag."

"Jeden Tag."

"Nicht so, - mir schien es als ginge sie vor mir her."

Und da der Hirt ihn verständnislos ansah, fuhr Pan Zornig auf:

"-ja ihr, euch wird sie auch nicht begegnen. Dämonen begegnen nur mir."

Marco legte beschwichtigend seine Hand auf Pans Schulter. "So erzähl was dir geschah."

"Nichts geschah mir," versetzte Pan mürrisch. "Aber ich will dir erzählen was man auf der Felseninsel sich weiter sagt und was meinem Freund Pancho als letztem geschah. Hör zu:

Wenn die Sonne dort am höchsten steht wird selbst ihr ihre weisse sengende Glut zuviel und sie möchte sich laben an frischem roten Blut. So steigt sie zur Mittagsstunde herab in der Gestalt einer wunderschönen schlanken Mulattin. Sie hat ein leuchtend gelbes Tuch um den Kopf gewunden, sonst ist sie nackt. Sie läuft sehr rasch die schmalen Felspfade entlang und wehe dem der sie sieht. Pancho jedoch begegnete ihr Schlag zwölf Uhr mittags mitten

in der kleinen Hafenstadt. Sie lächelte ihm an und wandte sich rasch den Felsen zu, und Pancho folgte ihr, geblendet von ihrer Schönheit, benommen von dem schwelenden Glanz der von ihr ausgeht. Wenn sein Schritt langsamer zu werden drohte, wandte sie sich um und lächelte ihm zu, und so folgte er ihr bis zu den weissen versenkten Felsgipfeln. Dort sah er sie stehen bleiben und da er sie anstarrte wurden ihre beiden Augen zu einem weiss schwelenden grausamen Licht, - und nun wusste Pancho wem er gefolgt. Jedoch war es zu spät. Er konnte kein Glied mehr rühren. Und als die grausame Hitze seine Augen erreichte und ausbrücherte, fiel er zusammen und es blieb ein wenig Asche nur übrig von ihm. Über das Felsengestein aber huschte eine böse Viper und verschwand in der Sonne."

"Und bist du heute der Malattin begegnet?" fragte der Birt entsetzt.

Pan schüttelte den Kopf. "Ich weiss es nicht," sagte er traurig, - "vielleicht erhoffte ich es nur."

Pan lag auf der Fohlen weide im Gebirge unter einem Pflaumenbaum, - halb träumte er, halb wachte er über die Pferde. Den starken Zaun am Abgrund hatte der Sturm zerknickt und nun arbeiteten zwei der Männer daran ihn wieder aufzurichten. Pan liess sein Pferd grasen, die Zügel müde in der Faust haltend, und obwohl seine Augen nur halb geöffnet in den hellen Himmel blinzelten, waren seine Ohren gespannt und lauschten auf kanzak herantobendes Pferdegetrappel. Alles war ruhig, - die Herde weit. Er hörte das Hämmern der Hämmer. Es würde der Tag noch vergehen ehe der Zaun am Abgrund gerichtet und die Pferde wieder sich selber überlassen bleiben konnten. Pan lag auf dem Boden und die Kühle durchzog ihn und der Wind blies über sein Gesicht. Von Zeit zu Zeit stand er schläfrig auf, sammelte eine Handvoll der frühen süssen Pflaumen und warf sich wieder hin. Da hörte er den Boden schwingen von den Hufen der von fern heranstürmenden Fohlenherde. Im selben Augenblick war er hell wach, schwang sich auf sein Pferd und ritt ihnen, die lange Peitsche knallend, in wildem Galopp entgegen. Er verjagte die jungen schnaubenden Pferde, dann hielt er an und horchte. Nein, sie waren weit; er konnte sich wieder unter den gelben Pflaumenbaum legen und dies köstliche Gefühl des schlafrigen halbwach seins auskosten, - unter dem kühlen Himmel süsse gelbe Pflaumen essen, - die feuchte Kühle der Erde über seinen Rücken rieseln fühlen und seiner Sinne sicher sein wie ein Tier, - auf das Geräusch in der Erde hören dass die ihm sich nähernde Herde zuströmte.

Maotina kauerte im Abendlicht am Meeresstrand und wartete auf ihres Vaters Boot. Auch hatte sie Pan lange nicht gesehen und vielleicht wartete sie ein wenig auf ihn. So war sie nicht erstaunt als sie ihn plötzlich neben sich auftauchen sah. Er hockte auf einen der glatten weissen Felsen in ihrer Nähe nieder und sah auf das Meer hinaus.

"Wann wird der Vater kommen," fragte er.

Maotina zuckte die Achseln. "Er hat nicht gesagt wohin er segeln wollte zum Pang. Mag sein es ist weit, mag sein er kommt erst später."

Pan suchte in seinen Taschen und kramte ein kleines Stück harten Brotes heraus und ass es.

"Ist das dein Abendessen?" fragte Maotina.

"Ja," knurrte Pan unliebenswürdig, "und mein Frühstück ebenfalls."

"Komm heut Nacht zur Hütte; ich bringe dir heraus was ich finden kann. Sicher ein wenig geräucherten Fisch und frisches Brot."

"Gut," sagte Pan kühl, "bringe es mir heraus. Ich werde Schlag Mitternacht an der Gartenpforte sein."

"Oh nein,- nicht Schlag Mitternacht. Das ist eine böse Stunde."

"Und warum ist sie böser als eine andere? Ich erblickte das Licht der Welt Schlag Mitternacht. Genügt das, dir diese Stunde nun vollends unheimlich zu machen?"

Maotina lächelte auf eine Art die schon nicht mehr die eines Kindes war, sondern Güte, Verstehen und ein wenig Spott in sich barg. "Willst du der Teufel für mich sein?"

Pan fühlte sich ertappt. "Oh la,-" sagte er leionthin. Maotina hatte nun den Mut ihn etwas zu fragen was sie schon lange wissen wollte.

"Wo kommst du her, Pan?"

Pan sah sie erstaunt an. "Sagte ich dir nicht eben dass der böse Mondhund mich Schlag Mitternacht aus seinem geifernden Maul direkt in ein marmornes Schloss fallen liess? Dies geschah zu Zeiten da noch Römer kostbare Paläste an der Küste bewohnten, in Inneren des Landes jedoch andere herrliche Schlösser bereits zerfielen und Mondlicht, Springbrunnen und zerbrochene Säulen Schatten über zersprungene Fliesenmosaik spielten." - Pan begeisterte sich langsam an seiner Schilderung.- "Dort erwachte ich nach dem Sturz, sah Lorbeerhain und verwilderten Park, weisses Schloss in Trümmer und Schönheit vergangen. Da schloss ich wieder die Augen und wachte erst tausend Jahren später wieder auf. Ich erhob mich sofort und geraden Wegs kam ich zu dir, Maotina, um dir dies alles zu erzählen."

Maotina dachte lange nach, dann meinte sie: "Nein,- so ist es wohl nicht möglich. Wer war denn dein Vater, und wer deine Mutter?"

Pan lachte laut. "Auch das will ich dir erzählen, Maotina! Meiner Mutter Hände waren golden und sie lebte auf der Sterneninsel in jenem weissen Schloss in das mich später der Mondhund warf. Da jedoch waren schon die Mutter und alle Diener an der Cholera gestorben und über der ganzen Insel lag ein widriger süß er Geruch! Nun ja,- eines Tages sah sie der Enkel des siebenten Hai-schmies und verliebte sich heftig in sie. Da er jedoch nicht zu ihr gelangen konnte, mischte er sich ein Getränk aus Granitsplittern und roten Teilkirschen und starb einen qualvollen Tod für seine Liebe. Doch als er tot war schlüpfte seine Seele in die Gestalt eines schwarzen Zigeuners und diesen trieb es nun zu der Sterneninsel in die Augen meiner Mutter. In des schwarzen Zigeuners Antlitz stand das Erinnern an den qualvollen Tod, stand viel Böses und auch seine verzweifelte Liebe. Da vergass die Frau mit den goldenen Händen das Sternenlicht und liebte den Dunklen. Mich jedoch warf der böse Mondhund in das verfallene Schloss in widrigen Duft des Todes."

Maotina schwieg lange! "Dies alles ist vielleicht wahr," sagte sie zum Schluss. "Ich glaube es ist wahr, Bist du sehr unglücklich, Pan?"

Pan fuhr böse auf. "Märchen sind es," schrie er, "Märchen! Warum machst du sie wirklich durch deinen Glauben an sie?" Und er sprang zornig auf und rannte davon.

Pan war die letzten Tage mit dem Fischer zum Fang gefahren. Er liebte das Meer nicht sehr und es hatte lange gedauert bis er sich dazu entschlossen hatte sich hinaus zu wagen. Auch flössten ihm die Quallen und bizarren Seetiere die das Netz mit herauf brachte eher Abscheu ein und an die Raubfische mit spitz zulaufenden Köpfen, die zusammen mit anderen, flachen und runden, rot gesprenkelten oder silbern schimmernden Fischen um seine nackten Fische glitten, konnte er sich nur schwer gewöhnen. Nein, - er liebte das fischen auf See nicht sonderlich, jedoch gab es ihm Gelegenheit von den Bergen zum Meer zu laufen und am Meer Sehnsucht nach den Bergen zu haben. Wohl behandelte der Fischer ihn verächtlich, doch höhnte er ihn nicht. Wohl war das Gesicht der Frau hart und verschlossen, doch kam ein freundlicher Blick in ihre Augen reichte sie Pan die ~~hundert~~ irdene Schlüssel dampfender Fischsuppe, kam er zurück vom Meer. Dass Maotina da war und er manchmal ihre Gesellschaft suchte, - daran dachte er kaum. Sie war das einzige Wesen das ihn anhörte, und so freute es ihn ihr manchmal die Geschichten zu erzählen die er sich in seinem Einsamsein erfand.

"Dunkle Blumen duften heute nacht und die Sterne schütten Vogelstimmen in träumende Weidher. Nicht mehr bringe ich mein Sehnen zu dir. - Vergiftet in mir ist das Wünschen deine Augen zu sehen. Böse Stimmen lachen in mir. Ein Fremder bin ich den Menschen, ein Fremder bin ich den Tieren, ein Fremder bin ich den Strenen. Einsam bin ich, heimatlos bin ich, - ich, Pan. Ich Pan, der ich stolz bin, - worauf bin ich stolz? Bin nicht Geiger, bin nicht Reiter, - bin nicht Gehenkter, bin nicht Geschlagener. Oh - sollen Wasserrosen blühen über meinem Haupt, - sollen Fische meine lichtlosen Augen fressen, - sollen Krabben meine kraftlosen Hände zernagen, - will ich vergessen dass ich Pan war der ein Leben zu viel lebte.

"Sei ruhig, Maotina, heut nacht. Sag nicht dem Vater dass ich wieder kam. Bevor es Morgen wird werde ich auf dem Weg in die Berge sein, - oder auf dem Weg in das andere Land. Du sollst jetzt ein wenig warten mit mir, - Tag und Nacht werden mir so lang."

"Ich kann nicht hier bleiben; die Mutter wird schimpfen."

"Ja," sagte Pan böse, "und Henke der Nachbarsbub wird dir nachrufen dass, wenn du mich des Abends triffst, du bald auch so dunkel werden wirst wie ich. Und dann wirst du weinen und Henke wird dir zum Trost auch die zweite klingende Muschel schenken müssen."

"Hast du das alles gehört?" fragte Maotina erstaunt.

"Freilich," nickte Pan, dessen plötzlicher Arger wieder geschwunden war. "Mach dir nichts daraus, Maotina, - in einigen Jahren wirst du vergessen haben dass du Pan je gekannt und seinen Geschichten zugehört, und Henke wird dir Kornblumen unters Fenster legen und dann werdet ihr Hochzeit machen."

"Aber ich glaube ich werde dich vielleicht trotzdem nicht vergessen."

Pan zuckte die Achseln. Es war ihm gleichgültig. Niemand würde seinetwegen einen Schritt von der Bahn des eigenen Lebens gehen. Nichts besaß er. Kein Pferd und keine Geige, - kein Königreich und kein Schwert. Nur das Tanzen seines Herzens zu der seltsamen Melodie eines verlorenen Lebens, - nur das schwarze Licht

seiner Augen die im Silber des Mondes lebten.

"Erzähl mir eine Geschichte," bat Maotina, "und ich will solange mit dir warten, bis sie fertig ist."

"Das ist recht," sagte Pan, "So will ich dir die Geschichte von Arpad erzählen:

Arpad besass ein Königreich in den Steppen, mit silbernen Städten die aus der Ebene leuchteten wie Taupfropfen im Mond. Er besass ein goldenes Schloss das mit Ebenholz und Turquisen eingelegt war. Auf den Steppen weideten seine Pferdeherden und tausend Krieger folgten ihm, ritt er durch sein Land. Eines Tages jedoch brachen Feinde ein. Sie töteten seine Krieger, sie stahlen seine Pferde, sie verbrannten die silbernen Städte. Als Arpad nun sah dass von seinem Reich nichts geblieben als verbrannte Steppen, rauchende Städte und aufgedunsene Pferdeleichen, da sah er zu den Wolken die im ewig blauen Himmel wie silberne Kähne segelten und er nahm sein Schwert und erstach sein edeles Pferd und erstach sich selber in der Steppe des verlorenen Landes. - Als Arpad erwachte hielt er das Schwert in der Hand und neben ihm scharrte das Pferd; jedoch blitzte das Schwert und das Blut war verschwunden. Sie befanden sich im Wolkenreich. Arpad schwang sich auf sein Pferd und ritt in Windeseile durch schwebende Nebel. Er hatte geglaubt seine Herden, seine Krieger, seine weiten Steppen und seine silbernen Städte hier wiederzufinden, - oder vielmehr ihr zartes Spiegelbild. Er hatte gehofft die Seligkeit des ewig blauen Himmels zu empfinden, die Kraft zu haben sein Königreich zwischen den Wolken zu errichten. Nun irrte er im Nebel umher. Oder gab es kein Spiegelbild der Dinge dieser Welt? - Waren die Dinge selber nur Schein? - Lebte er im Land zwischen den Wolken und gab es Tod nur auf der Erde? - Ein seltsames Lächeln entstand auf seinem Antlitz. Er stieg vom Pferde, er liess das Schwert und er warf sich von den Wolken in das Nichts: Nicht mehr will ich, - nicht mehr kämpfe ich, - sagte er, - jedoch bereit zu sehen mit toten Augen, zu fühlen mit sterbendem Herzen. -

"Hast du die verstanden, Maotina?"

"Ja," sagte Maotina leise.

Am nächsten Tage, als ihre Mutter zur Morgensuppe die irdenen Schüsseln auf den Tisch stellte, sagte sie:

"Du darfst Pan nicht mehr aus diesen irdenen Schüsseln essen lassen. Du sollst ihm die silberne Schüssel geben, denn er ist nicht Pan; er ist Arpad, und hat sein Steppenreich verloren, und nun hat auch der Mondhund ihn aus den Wolken vertrieben."

"Wohl ist er Pan," erwiderte die Mutter, "Pan und heimatlos. Und auch ohne Steppenreich und Mondhund ist das Elend genug."

"Süsse Frau," murmelte Pan, "heute Nacht will ich meinen Kopf an deine Schulter legen und dir erzählen wie sehr ich dich geliebt haben könnte. Aber was kümmert es dich? - Wären wir uns begegnet, - vielleicht hättest du mein dunkles Haar gestreichelt und in meine Augen gelacht; vielleicht hättest du meinen Mund geküsst und meine Hände in den deinen gehalten. Und dann? Dann wärest du zu dem weissen Hof zurückgegangen und hättest unter deinem Dach geschlafen; - und ich hätte den Regen über mein weinendes Gesicht rieseln lassen. Süsse Frau, - ich will nun von dir gehen. Im Frühling sah ich den Mond in deinen Augen scheinen und mein Herz war voll Glück. Im Sommer wurde mein Glück zu Hass und ich litt es. Nun ist es Herbst; die Pferde stehen auf den kahlen Koppeln und heben den Kopf gegen den Wind und möchten zu den ewigen Steppen eilen - und ich, Pan, kann die Schwere meines Herzens nicht mehr tragen."

Da Pan eines Nachts durch eine kleine Stadt ging, traten vom Flusshafen her durch schmale hohe Gasse Zigeuner heraus. Sie achteten nicht der stinkenden Gassen, ihr Gang war frei, ihre Augen waren fern, goldene Ringe glänzten in ihren Ohren und die Geigen trugen sie über der Schulter. Pan wurde das Herz sehr weh. - "Meine Brüder," dachte er, - "meine Brüder, heimatlos wie ich." Er wollte zu ihnen gehen, jedoch hielt eine grosse Scheu ihn zurück. "Nicht einmal den goldenen Ohrring besitze ich, und keine Geige. Keinen Wagen den magere Pferde ziehen; keinen Bruder und keinen Freund. Nicht weisse ich welches Stammes Sprache ich sprechen müsste, und wüsste ich es, - keiner hat sie mich gelehrt." - Und auf der anderen Seite des Platzes stehend, sah er sie aus den stinkenden Hafengassen biegen, den Platz überqueren und durch das Tor die Stadt verlassen.

"Ha, und er brachte die Nacht mit der Ziege zu, - mit der Geiss!" - und alle lachten und schlugen sich auf die Schenkel. Auch Pan lachte. Um das Feuer sass die Zigeunerfamilie und schöpfte aus einem Kessel und liess die Schnapsflasche kreisen. - Später rief Marfa Pan zu sich: Sie war nicht alt und nicht jung; ihr Gesicht war unbeweglich in seiner Ruhe. Sie hockte auf einem Baumstamm und liess Pan sich neben sie kauern. An Peter tanzten die beiden kleinsten Mädchen, grosse Silbermünzen leuchteten auf der braungoldenen Haut ihrer Brust, ihre langen Röcke schwebten und unendlich zierlich flogen die Füsse und klickten die silbernen Reifen. Im Dunkel am Wald stand Durjo, der Junge, und geigte. Er hatte sie noch nicht lange, seine Geige; sein Spiel war zögernd und noch ohne die weiche Süsse die es später haben würde, jedoch war in seinem herben leisen Spiel, in dem immer wieder Suchen des Motivs, ein knabenhafter Ernst, der Pan ergriff. "Dies hätte ich sein wollen," dachte er traurig, - - "ein ganzes Volk brauner Brüder haben, eine Geige, ein Pferd."

da wandte Marfa sich zu ihm und sprach ihn in Romani an. Dunkelrot vor Scham war Pans Gesicht. Er antwortete in der Sprache des Landes.

"Ich habe verstanden, Marfa, was du fragtest. Und nicht einmal in Romani kann ich dir antworten. Nicht einmal meine Sprache besitze ich."

"So bist du nicht einer von unserem Volk?"

"Was weisse denn ich, -" rief Pan plötzlich erbittert, und dann leise: - "was weisse denn ich; ich dachte an euch als meine Brüder, und kann nicht in eurer Sprache antworten, fragst du mich von welchem Stamm ich sei."

Marfa sah ihn Mitleidig an. Über Pans Schulter jedoch lachte Gito, der älteste Sohn: "Ragni! Ragni!" und Durja kam herbei, die kleinen Mädchen und der Mann Demeter mit den goldenen Ohrringen, - und so wie sie gelacht hatten und sich die Schenkel geschlagen um zu rufen - "und mit der Geiss hat er geschlafen!", so lachten sie jetzt und riefen "Ragni! Ragni!" und sahen auf Pan. Auch Marfa lachte und warf ihr rotes Tuch um die Schulter und ihre ebereschoten Ohrringe tanzten. Dann nahm sie einen langen Schluck aus der Flasche und sprach rasch zu Demeter. Der sah Pan an, plötzlich ernst und scharf.

"Diene uns sieben Jahre und du sollst ein Pferd haben; diene uns noch sieben Jahre und du sollst eine Romani zur Frau haben."

"Ich bin nicht gekommen euch zu dienen," sagte Pan leise, -

und er wusste: wenn es dem Himmel gefallen würde, würde das Pferd seiner Träume vor ihm stehen und er brauchte sich nur auf seinen Rücken zu schwingen. Wenn es dem Himmel gefallen würde, würde die Frau seiner Träume vor ihm stehen und sie würde mit ihm gehen zurück zu der Sterneninsel und nichts könnte ihnen den Weg verwehren.

Pans Stimme wurde hart: Ich kam nicht um zu dienen. Nicht um ein Pferd, nicht um eine Frau. Wollt noch nicht einmal ihr mich erkennen als euren Bruder, - es gibt Gräben genug in denen man einsam krepieren kann. Was kümmert es euch, - was kümmert es mich, - was kümmert es den Hund im Mond - "

Bitter war es in Pans Herzen. Die kleinen Mädchen tanzten und ihre silbernen Reifen klangen und sie hatten sich an den Händen gefasst und sangen: "Ragni, - regni, - Mit der Geiss, mit der Ziege, der Geiss - ". Und die beiden Jungen sahen ihn höhnisch an und schwiegen. Da schlug Pan seine Hände vor das Gesicht. "Verstossener, - Verstossener !" und er sah die Augen aller Menschen auf sich gerichtet und alle standen sie weit von ihm; wohl waren auch da die mondlichten Augen der Frau des weissen Hauses, die Augen aller Menschen die ihn angesehen, die Augen Martinas, die Augen der Hirten, und nun die Augen Marfas: von weit her sahen sie zu ihm und immer war in ihnen der Ausdruck etwas fremdes zu betrachten. Pan liess die Hände sinken und sein Blick begegnete dem Marfas; "Ja, auch du," - sagte er bitter, - "auch du: ein wenig Mitleid, ein wenig Lachen - das ist noch das Best was ihr mir geben könnt. Das ist das Beste was ich je erhalten."

"Und was gibst du?" fragte Marfa ruhig.

"Ich," wiederholte Pan, - "Ich? Mich selber, und das Gewicht des Mondhundes in Gold, - und sieben tausend Splitter und Haie Fischschuppen und das Lachen von neun mal neun Leben und das Weinen einer Ewigkeit."

"Das ist zu viel," sagte Marfa. "Das ist zu viel. Niemand wird sich wollen - man wird dich mit Füssen wegstossen und Schlamm in dein Gesicht werfen."

Wieder weinte Pan. "Ach, was alles sage ich. Nichts ist wahr. Mein dunkles Herz möchte ich unter silberne Augen halten. Mein Lächeln soll einen Menschen glücklich machen können, und es sollte der Mensch sein den ich lieben könnte. Möchte mein Einsamsein vergessen."

"Das wollen wir alle."

"Ja, - das wollen wir alle. Warum also behandelt ihr mich wie einen rüddigen Hund?"

"Gib deine Hand," sagte Marfa und sah sie lange an. "Ein langes Leben wirst du haben und viel Glück am Weg. Und am dritten Tag - "

"Ach, hör auf," sagte Pan traurig. "Willst du mir nichts anderes sagen?"

Marfa griff wieder zur Flasche. "Trink," sagte sie kurz, dann spann dir die Pferdedecke unter den Wagen und schlaf dort."

Weisse Strasse - Lange Strasse - alle Strassen der Welt tanzen in meinen Augen. Goldenen Blätter fallen und roter Wind weht. Noch sind die Nächte heiss, noch ist der Duft reifer Trauben in der Luft. Bald jedoch wird die Dunkelheit meine Augen gewinnen und Ruhe meine Hände bedecken. Und mein Herz nicht mehr schlagen.

Es war am Ausgang eines Gebirgsdorfes dass Pan tot an Wege zwei grosse schwarze Hunde liegen sah. Und es war dann dass ihm zum ersten Male das seltsame geschah, dass er nicht mehr Pan war, sondern der tote Hund am Weg. Alles Leben in ihm erstarb. Er fühlte nicht den Todeskampf; nur dies regungslos im Staub liegen ohne jede Hoffnung, ohne jeden Trost; ohne jedes Wünschen auf Hoffnung, ohne jedes Sehnen nach Trost. Es war dieses im Staube Liegen. -

Langsam atmete Pan wieder und das Entsetzen wich und er wurde wieder Pan und lebte. Ein namenloses Elendsein beherrschte ihn; ein grenzenloser Hass gegen die, die mit gleichgültigen Herzen vorübertritten an den toten schwarzen Hunden; - Und an ihm, Pan.

Ach, - dachte Pan, - da ich nun doch einsam sein muss, warum soll ich nicht mein Haupt auf die Schwelle des weissen Hauses legen und langsamen Tod einatmen. Als mein Leben begann leuchteten seltsame Sterne, dunkle Blumen blühten. Niemand will den Traum meines Lebens, - niemand will mein glücklich sein. Weisse Fasane schreien und grosse Kormorane kreisen im Wind. Sterne verblassten, dunkelrote Blumen blühen nicht mehr. Nicht mehr sehne ich mich nach dem Mondglanz in den Augen der fremden Frau; nicht mehr sehne ich mich nach buntem Tod. Die Bäume sind kahl und fetzender Meeresschaum fliegt über das Land. Sieben Leben lebte ich und suchte nach Glück. Sollen nun die Raben fressen was an Glück ich fand - "

Leise weinte Pan; der unerträgliche Schmerz. Er ging zurück zu dem weissen Haus und küsste die Schwelle. Auch ging er an das Meer und rief Martina um ihr seine letzte Geschichte zu erzählen. Jedoch Martina hört ihn nicht, und so erzählte er sich selber die Geschichte von Adhindja der sich erwürgte:

- Ihr Männer im Dorf, schlägt dumpfe Trommel, schlägt den Tam-Tam. Tot im Djungel fanden wir Adhindja den schwarzen, - Adhindja, des stärksten der Männer. Erwürgt fanden wir den Kämpfer, - ihn der die Trommel schlug zur Schlacht! Sein Kopf lag in gurgelndem Sumpfwasser und seine schmalen Hände grau an seiner Kehle. Sich selber erwürgte Adhindja, der Liebling der Götter!"

Pan erzählte sich warum Adhindja im Djungel sich tötete: " - und als er durch den Djungel lief, begegnete seinem Blick eine wundersame Blume und Adhindja hielt inne und betrachtete sie. Es schien ihm als sei dies das Lieblichste was er je gesehen. Es schien ihm, als sei alle Schönheit, alle Zartheit, alle Kostbarkeit der Welt und der Sterne in ihr sichtbar geworden, - und er kniete nieder vor ihr und ergriffen küsste er ihren Kelch. Als bald welkte die Blume. Adhindja jedoch lächelte glücklich. "Wie soll ich nun noch leben im Staub der Tage, da ich die goldene Schönheit eines Gottes sah, - da ich den berauschendsten Duft atmete und des weichsten Kelch an meinen Lippen spürte, - " Und lächelnd erwürgte sich Adhindja der schwarze und sein Kopf rollte in gurgelndes Sumpfwasser und seine Hände wurden starr im Tode.

"Schlagt die Trommel, ihr Männer im Dorfe, schlägt dumpfes Tam-Tam! - Tot ist Adhindja der schwarze, - erwürgte sich selber im Djungel.

Mühsam schleppten sich Pans Schritte den Bergen zu. Sturm peitschte da Meer zu gläsernen Tiefen, - zu schäumend sich brechen dem Tosen. Sturm peitschte über die Höhen zu den eisigen Gipfeln. Pans Augen waren leer und schwarz. In Pans Herzen war ein dumpfer Schmerz: ist es das was ich aus meinem Leben machte, - fragte er trostlos; - und manchmal hörte er seine Stimme laut fragen: "Mein Gott, ist es das was aus meinem Leben ward?" Und plötzlich hatte er das Gefühl der tote hund am Wege zu sein. Ohne Hoffnung. Ohne ein Wünschen auf Hoffnung. Tot.

Der Sturm brach ab und auf den Höhen der Berge begann Schnee zu fallen. Ein seltsam wehes Lächeln spielte um Pans Mund als er dieses sah, und mutvoller richtete er seine Schritte gegen die ferne Nebelwand fallenden Schnees. "Es wird nicht schwer sein dort zu schlafen," murmelte er. Einmal noch kam eine Klage von ihm, einmal noch bäumte er sich gegen das Schicksal auf. "Warum, - rief er, - warum gaben die Götter mir nur die Kraft zu träumen, und nicht das Recht zu leben?" - Dann verwirrten sich seine Gedanken. Manchmal glaubte er die Geigen und Schalmeyen des Tanzes zu hören. Dann tanzten auch seine nackten Füsse den steinigen Weg zur Höhe entlang und er hörte die Weisen des Frühlings. Dann war es Sommer und sein Herz war voll dunklen Sehns und voll des Wissens, dass es keinen gab der ihm die Wärme seiner Augen schenkte und sein ganzes Herz. Und als es Herbst wurde und er in getriebener Unrast durch die Welt lief, weisse unendliche Strassen entlang. "Ragni." Ragni, - und auch die kleinen Mädchen schlugen sich auf die Schenkel und ihre silbernen Rufen klangen und sie lachten laut. Ragni.

Nun war es Winter und bald würde sein Herz ruhig sein. Pan hatte den Schnee erreicht. Immer weiter hinauf ging er; sein Kopf war so leicht als sei er nur ein Stück des weissen Himmels. Seine Hände jedoch waren schwer, - schwer - und zerrten ihn vorwärts durch ihr pendelndes Gewicht, - weiter, immer weiter. Bis auch plötzlich sie leicht wurden wie fliegender Schnee. Pan bemerkte gar nicht dass er nicht mehr ging, dass er in den Schnee gesunken war und weisser Schnee anfing ihn zu bedecken. "Ich dachte es sei härter sterben zu müssen," dachte Pan erleichtert und lächelte. Er hatte den Eindruck als verlöre nun auch sein Körper jedes Gewicht, - als gäbe es nichts unter ihm, - als gäbe es nichts über ihm. Doch dann fühlte er wieder die Einsamkeit des toten Hundes und der alte Schrecken erfasste ihn. Bilder zogen vorüber, bunte Bilder ohne Laut - rote Füchse in grünen Wiesen, - rote Pferde in grünem Wasser, - rote Rehe in grünem Himmel. Der Schrecken hielt ihn steif in Entsetzen - er wollte schreien, - sich freimachen von dem Grauen des toten Hundes, von den grausamen Bildern der lautlosen roten Tiere. Er wollte aufspringen, - zurücklaufen, - sein Elend und sein Glück vor einen Menschen werfen der ihm mit weicher Hand das Elend aus den Augen streichen würde. Jedoch waren seine Glieder steif und nun unendlich schwer geworden. Die Kälte zog zu seinem Herzen. Er öffnete die Augen und sah in die silberne Sichel am Himmel in der schwach leuchtend die Kugel des Mondes lag. Und aus dem fahlen Licht des Mondes schien es ihm, lächelten die Augen der fremden Frau.



Waldemar Bonsels

(13^h)

Ambach

at Starnberger See

an, René von Tellesheim Forsthaus bei Kassel

